

# Sonntagsfreunde.

Unterhaltungsblatt für das christliche Volk.

Verantwortlich: Chefredacteur J. F. S. in Bochum. Druck und Verlag der Actiengesellschaft „Märkische Vereinsdruckerei“ in Bochum.

## Der hl. Joseph.

I.  
□ Zur Zeit des Patriarchen Joseph brach in Ägypten und den angrenzenden Ländern eine Hungersnoth aus. Joseph, der Sohn Jacobs, welcher von seinen Brüdern nach Ägypten verkauft worden war, hatte dieselbe dem Pharao vorausgesagt und ihn veranlaßt, in den fruchtbaren Jahren, welche der Hungersnoth vorausgingen, alles überflüssige Getreide zu sammeln und aufzubewahren. Joseph selbst wurde von Pharao mit diesen Geschäften betraut, und er besorgte dasselbe so vorzüglich, daß er Getreide in Fülle und Fülle hatte, als die Hungersnoth ausbrach, nicht bloß für das ägyptische Volk, sondern auch für die angrenzenden Länder. Als nun in Ägypten und den Nachbarländern kein Getreide mehr zu haben war, und das ganze Volk um Brod schrie, da sprach Pharao zu seinen Unterthanen: „Geht zu Joseph, und was er euch sagen wird, das thuet!“ Joseph öffnete die Getreidehäuser und verkaufte sieben Jahre hindurch ganz Ägypten und die Umgegend mit Brod. Dankbar erkannte das Volk dieses an, indem es sprach: „Unser Heil ruht in deiner Hand; unser Herr sehe nur gnädig uns an, so wollen wir freudig dem Könige dienen.“

Dieser ägyptische Joseph ist nur ein schwaches Vorbild vom heiligen Joseph, dem Nährvater Jesu Christi, dem Bräutigam Marias. Denn dieser hat das ewige Leben, den Sohn Gottes selbst, ernährt und gepflegt. Unser Heil war lange Zeit in seiner Hand, und darum ist er mächtiger, als der ägyptische Joseph, da ihm nicht bloß ein irdischer Fürst, sondern der Herr des Himmels und der Erde Macht gegeben hat. Mit recht ruft uns daher unsere heilige Kirche so oft die Worte Marias zu: „Geht zu Joseph!“ Neben Jesus und Maria sollen wir vor allem diesen Heiligen verehren; ihn hat der heilige Vater vor einigen Jahren zum Patron der ganzen Kirche erhoben; sein Fest hat er zum Feste erster Klasse gemacht; der ganze Monat März ist ihm geweiht. Die Gründe, warum die Kirche die Verehrung dieses Heiligen ganz besonders wünscht, sind sehr nahe liegend. Insbesondere sind ihrer zwei, die ich in folgendem etwas eingehender besprechen möchte, um euch anzuspornen, stets treue Diener des hl. Joseph zu sein. Diese Gründe sind:

1) Die Erhabenheit seines Amtes, welches er auf Erden verwaltete; 2) der Glanz der Tugenden, mit denen er zeitlichens geschmückt war.  
Worin bestand denn das Amt des hl. Joseph auf Erden? Die Antwort auf diese Frage ist gegeben in den wenigen Worten: der hl. Joseph war der Gemahl Marias und der Nährvater Jesu Christi. In diesem Amte liegt eine Größe, eine Bevorzugung von Seiten Gottes, welche ihn über alle Menschen erhebt, ausgenommen Maria, die Mutter Jesu. Wenn ein König einen armen, unbemittelten Mann zum Gemahl seiner einzigen Tochter, welche dereinst sein Reich erben soll, ausersehen würde, so würdet ihr den Erwählten ohne Zweifel recht glücklich schätzen. Und das mit Recht; denn dieser würde dadurch zu hoher Würde erhoben; er würde theilnehmen an der Macht, der Ehre und dem Ansehen der Königin,

welche seine Gemahlin ist. Was ist nun aber eine irdische Königin im Vergleich zu Maria? Maria ist die Tochter des himmlischen Vaters, die Mutter des Sohnes Gottes, die Braut des hl. Geistes; sie ist die Gebenedeiete unter den Weibern, welche Gott selbst durch den Engel Gabriel begrüßen ließ mit den Worten: „Gegrüßt seist du, Maria, du bist voll der Gnaden; der Herr ist mit dir; du bist gebenedeiet unter den Weibern.“ Maria ist die Königin des Himmels und der Erde, die Königin der Engel und Menschen. Einer solchen Braut wurde vom himmlischen Vater der hl. Joseph als Bräutigam, als Gemahl übergeben. Dadurch hat der hl. Joseph Theil an der Ehre und Herrlichkeit Marias. Durch diese Würde wurde der hl. Joseph zugleich der Beschützer Marias und das Haupt der hl. Familie von Nazareth. Alles in ihr vollzog sich nach seiner Anordnung und Bestimmung. Und damit er dieses Amt auch recht verwalteten konnte, sandte ihm Gott zu wiederholten Malen einen Engel, welcher ihn belehrte, führte und leitete. Kurz: Bei einer der wichtigsten Thätigkeiten Gottes auf Erden, bei dem Werke der Erlösung, ist der heilige Joseph als Gemahl Marias der Sachwalter Gottes auf Erden gewesen.

Der hl. Joseph war dann zweitens der Nähr- und Pflegvater Jesu Christi. Der Sohn Gottes hatte die menschliche Natur angenommen und sich der menschlichen Gebrechlichkeit unterworfen. Er wollte nicht in der Majestät Gottes unter uns erscheinen; er wollte sich auch nicht wie Adam als Mann in der Fülle der Kraft uns nähern; er wollte klein, hilflos, schwach und gebrechlich als Kind in die Welt treten. Da bedurfte er nun eines Pflegers, der für ihn und seine Mutter sorgte, und hierzu erwählte er den hl. Joseph. Dieser war es, welcher an die Thüren Bethlehems klopfte und um Herberge für Jesus und Maria bat; er war es, der den Stall zur Wohnung und die Krippe zum Bette für das Jesuskind einrichtete; er war es, der das Jesuskind und die Mutter vor Herodes schützte, der sie im Ägyptenlande vor Noth bewahrte, der sie wieder nach Nazareth zurückbrachte und sie dort mit seiner Handarbeit im Schweiße seines Angesichtes ernährte. Derjenige, welcher, wie wir im Evangelium lesen, mit wenigen Broden viele Tausende speiste, welcher noch fortwährend das ganze Menschengeschlecht ernährt, wollte selbst unterhalten werden vom hl. Joseph; derjenige, welcher die ganze Menschheit rettete von Tod und Hölle, wollte selbst gerettet werden durch Joseph. Als Lohn für das Alles übertrug ihn Gott Vaterrechte über seinen eingeborenen Sohn. Jesus, der Herr der ganzen Welt, war ihm unterthan, wie die hl. Schrift sagt: „Er (Jesus) ging hinab nach Nazareth und war ihnen (Maria und Joseph) unterthan.“ Können wir uns, abgesehen von der Mutter-schaft Marias, eine höhere Würde, ein erhabeneres Amt denken, als dieses, welches angedeutet ist in den Worten der Schrift: „Jesus wurde für den Sohn Josephs gehalten.“ Wir preisen die Engel, weil sie Diener und Freunde Gottes sind, weil sie am Throne Gottes sitzen dürfen, weil sie ewig glücklich und durch ihre Fürsprache so überaus mächtig sind. Um wieviel mehr müssen wir nicht den hl. Joseph preisen,

welcher den Sohn Gottes so oft in seinen Armen trug, ihm so manches Stüd Brod reichte, ihn in Gefahren beschützte; der ihm befohl, und dem dieser willig gehorchte!

Passend betet daher die Kirche: „O glückseliger heiliger Joseph, dem die Gnade verliehen wurde, Gott, welchen viele Könige sehen wollten, und nicht gesehen haben, hören wollten, und nicht gehört haben, nicht bloß zu sehen und zu hören, sondern auch zu tragen, zu küssen, zu kleiden und zu beschützen!“

## Gräfin Magdalene.

Von R. du Campfranc.  
Mit Autorisation aus Deutsche übertragen von  
Ph. Freidank.  
(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)  
Während dieser in militärischer Kürze herausge-  
stobenen Rede ihres Sohnes zog die Gräfin einen  
Brief aus dem wieder geöffneten Golsaer Almonach  
hervor.

„Verror Du noch einmal sagst, daß Du es mit  
Deiner Vermählung gar nicht eilig hast, lieber Sohn,  
nehme Dir doch erst die Mühe, diese Auskünfte zu  
lesen, welche mir Dein Großvater gegeben hat.  
Du wirst dann sehen, daß Vermählung und Herz hier  
ihre Rechnung finden werden; denn nur in dieser  
Vereinigung gibt es glückliche Ehen. Das Ideal  
einer solchen Verbindung sind Schönheit, Reichtum  
und vornehme Geburt, und Alles dies trifft auf die  
Partie zu, welche Dir angeboten ist. Die junge  
Dame gehört unserer Welt an.“ fuhr die alte Dame  
begeistert fort, „unserer Gesellschaft, in welcher nur  
reines Gold ohne jegliche Beimischung geschätzt  
wird. Wenn Du mir eines Tages eine Tochter ins  
Haus führen solltest, lieber Herbert, welche nicht  
unserem Kreise angehört, würde ich Dir diesen  
Fehltritt niemals verzeihen können, denn Adel ver-  
pflichtet. Nimm Deine Ahnen als Vorbild. Betrachte  
die Allianzwappen auf unsern Familienbildern, Du  
wirst keine Mesalliance finden, keine nicht standesge-  
mäßige Verbindung: Unser Stammbaum ist bis zu  
uns rein erhalten geblieben und wird, so hoffe ich  
es, ferner bleiben. Das beachte vor Allem, mein  
Sohn.“

Bei diesen Worten hatte die alte Dame in ihrem  
Eifer eine der Lampen in die Hand genommen, und  
ließ auf die in langer Reihe hängenden Familien-  
bildern ihren hellen Schein fallen, während sie ihrem  
Sohne ein Privatstimmchen in der Geschichte Derer  
von Hohenbrück ertheilte.

„Die Hohenbrücks“, sagte sie, „haben nicht  
nötig, erst ihren Namen zu schreiben, um zu be-  
weisen, wer sie sind. Sie haben von den Ahnen  
ihren Blick und Gesichtsausdruck ererbt und der legitimirt  
sie. Die Verbindungen unserer Familie waren häufig  
fürstliche. Dieser von Holstein gemalte Hohenbrück  
war der Gemahl einer Prinzessin von Sachsen-Weimar  
und Dein Ahnherr Wladislaus heirathete eine Prin-  
zessin von Bayern.“

Herbert stand vor dem Bilde eines jungen Officiers,  
der bloßhändig mit flatternden Haaren dem Feld-  
marschall Blücher eine bei Leipzig eroberte Fahne  
überreichte. Der eine, von einem Edelknecht her-

„Richard, n-  
nicht gelast?“  
„Dovon mir gelast-  
gültigkeit aufgeschredt.“  
„Daß er so sehr frant the-  
Ihrewegen, und es wäre  
Doctor.“

„Armer, alter Richard!“ flüsterle wovon.

„Ich sah Mutter Dann gestern Abend, als sie nach ihrer“

„Wie meinen Sie, Herr? Gehen Sie fort?“

1. Jener Seite.

rührende, blutende Wunde zeigende Kopf war voll Energie und trug den Ausdruck der Siegesfreude und des Heideschaffes.

„Gewundene hier Deinen Vater! Mit zwanzig Jahren hat er diese Fahne den Franzosen, die uns unterdrückt hatten, in siegreicher Feldschlacht abgenommen. Dein Vater hat sich als Officier des Königs hohe Verdienste um sein Vaterland erworben. Von seinem Regiment forderte er unbedingten Gehorsam, Du würdest entzückt gewesen sein, ihn commandiren zu sehen. Er theilte vollständig meine Ansichten über die Reinhaltung unserer Familie von nicht ehelichen Elementen und würde die Wahl Deines Großvaters ganz gewiß billigen!“

Mutter und Sohn nahmen wieder am Theatrischen Platz, und mit vor Genugthuung und Stolz leuchtenden Augen entwarf die Gräfin ein glänzendes Bild von der so ersehnten künftigen Schwiegertochter. Sie war eine Baronin Vergenthal, aus einem der ältesten Geschlechter Deutschlands. Als einzige Tochter hatte sie das ganze große Vermögen ihrer vor zwei Jahren verstorbenen Mutter geerbt. Die sonstige Wittigst war ebenfalls sehr beträchtlich. Die junge Baronin war zwanzig Jahre alt und von verführerischem Aussehen. Im Uebrigen sollte Herbert darüber gelegentlich einer geschickt geplanten Begegnung selbst sein Urtheil fällen.

Nachdem der Graf diesen Auseinandersetzungen seiner diplomatisch veranlagten Mutter zugehört, machte er seine Bedingungen wie folgt:

„Denn ich mich zu irgend etwas verpflichte,“ meinte Graf Herbert leichtsin, „möchte ich mich nach dem Schlosse Vergenthal als einfacher Vergnügungsreisender oder unter irgend einem Incognito begeben. Ich werde die junge Dame beobachten und kennen lernen; macht sie Eindruck auf mein Herz, dann gut. Wenn Adel und Geld sind nicht die einzigen Mächte, welche die Welt regieren und denen ich mich unterwerfen möchte.“

Bei den letzten Worten machte die alte Gräfin eine abweisende Handbewegung, als ob sie sagen wollte: „Wie sehr bist Du im Irrthum!“ Der junge Officier schien diese Worte abgünstig zu übersehen und fuhr in seiner Rede fort:

„Wenn mein Herz und meine Vernunft in Harmonie zu bringen sind, wenn sich die Standesbedürfnisse mit der Liebe vereinigen, dann werde ich es mir zur hohen Ehre rechnen, aus Fräulein Charlotte von Vergenthal eine Gräfin von Hohenbraburg zu machen und ihr zugleich ewige Treue zu schwören.“

Die Zeit rückte weiter vor, Mutter und Sohn plauderten von andern Dingen. Sie sprachen von einem Concert, das Tags zuvor stattgefunden hatte, und von einer Truppenbesichtigung, welche des andern Morgens durch den König persönlich vorgenommen werden sollte; aber die Gedanken beider waren derart mit der reichen Erbin beschäftigt, daß die Unterhaltung über solche gleichgültige Dinge nicht recht in Fluß kommen wollte. Endlich erhob sich Graf Herbert und verabschiedete sich von seiner Mutter, um sich in sein Zimmer zu begeben, wo er noch lange seinen Betrachtungen Auhör gab.

Da der trauete Freund Schlaf sich nicht einstellen wollte, so holte sich Graf Herbert eine seiner an der Wand in musterhafter Ordnung hängenden Weerschaumpfeifen, stopfte dieselbe mit goldgelbem feingeschnittenem Tabak und ließ die blauen Rauchringeln seinen Lippen entquellen. Draußen war eine trockene Februarwärme und Laufende von Sternen glitzerten am tiefdunkeln Winterhimmel. Träumerei verfolgte er in seinem bejaglichen Junggesellenheim die seiner Pfeife entströmenden Wolken, auf denen er in Gedanken lustige Amoretten erblickte, wie sie ein glückliches Menschenpaar umspielten.

Der junge Officier war seltsam bewegt. In seinen Adern rollte zwar ungestüm das kriegerische Blut seiner Vorfahren, nichtsoebeniger hatte die deutsche Dichtkunst tiefe Wurzeln in seinem Geistesleben geschlagen. In gewissen Zeiten fühlte sich Herbert geistesverwandt mit Göthe und Schiller. Zwei Richtungen bekämpften sich in Herbert, die des Kriegers und des Dichters. Man hatte ihn mit Schlachtge-

sängen und süßen Minneliedern in den Schlaf gewiegt. Der deutsche Volkscharakter: Tapferkeit und Kriegslust, gepaart mit süßer Poesie und Sanftmuth, war anscheinend in Herbert verkörpert. Er besaß alle Fehler und alle Vorzüge seiner Rasse. In diesem Augenblick hatte dem selbstbewußten Soldaten der poetische Träumer Platz gemacht. Trotz Allem, was Herbert seiner Mutter von seiner Liebe zur Unabhängigkeit und Freiheit erzählt hatte, erschreckte ihn eine Heirath, die durch den goldenen Eherring symbolisirte Kette, keineswegs. Er sagte sich, daß eine liebende und tröstende Frau gewiß im Stande sei, das Leben zu verschönern und zu versüßen. Er war noch zu jung, um seine Freiheit aufzugeben. Aber trotz Allem — einmal muß man doch den ruhigen Hafen aussuchen. Warum sollte dies nicht in aller Ruhe und Ruhe geschehen? Mühte man erst dazu durch die Stürme und Unruhen des Lebens gezwungen werden?

Unter diesen weichen Gedanken blieb der Leutnant die letzten Wälzchen seiner Pfeife zum Plafond empor und legte sich dann zu Bett, um sich im Traume mit seiner unvergleichlichen Verlobten zu beschäftigen.

## 2. Kapitel.

### Die Brautfahrt.

Kaum leuchtete am anderen Morgen der junge Tag, so trat mit rüchlichsvoller Ruhe die Ordnamng des Grafen Herbert, ein Kommer von robustem Körperbau mit blonden Haaren und blauen Augen, in dessen Schlafgemach. Er brachte auf silberner Platte das Frühstück, bestehend aus Kaffee mit Butterbrot und Schinken.

War dem jungen Officier die reiche Erbin in der That als eine unvergleichliche und erstrebenswerthe Partie im Traume erschienen? . . . Sicher war auf alle Fälle, daß er sehr munter war und das menschliche Leben wie gewohnt in rosafarbener Beleuchtung erblickte. Und doch war die Jahreszeit nicht besonders angethan dazu. Die Dächer ganz Berlins waren mit dichtem Schnee bedeckt, und wohin das Auge auch nur immer blickte, sah es nichts als Schnee, das Leuchtend der kalteren Jahreszeit. Trotz des Schnees und des scharfen Nordwindes hatte Graf Herbert seit Monaten keinen so süßlichen Traum wie heute gehabt. Er pfiff zunächst ein lustiges Jagdlied, um dann mit seiner sonoren, nicht ungeschulten Stimme eine Melodie aus dem Lannhäuser anzustimmen. Die Pläne seiner Mutter waren in seinem Verstande ausgereift und er hatte sich vorgenommen, von seinem Regimentcommandeur einen Urlaub zu erbitten, um ohne weiteres Jögern nach Thüringen, nach dem Lande mit seinen grünen, dichten und herrlichen Wäldern abzureisen, wo sich das Schloß Vergenthal befand.

Er machte Toilette, mischte seinem Waschwasser wohlriechende Esenzen bei, bearbeitete sein blondes Haar mit Kamm und Bürste, gleichermassen seinen statilichen Schnurrbart, zog seine beste Uniform an und begab sich dann rosig und frisch in die Gemächer seiner Mutter.

„Weißt Du, liebe Mutter, daß Du mich vollständig für Deine Pläne eingenommen hast?“ begann er die Unterhaltung, nachdem er sie ehrfurchtsvoll begrüßt hatte. „Ich theile Deine Ansichten und ich bin bereit, abzureisen . . .“

Nach drei Tagen bestieg der junge Leutnant den Zug, um nach Gotha abzufahren, wo er noch an denselben Tage anlangte. Graf Vergenthal hatte eine alte Kutsche, aber von seltener Pracht, zum Bahnhofe gelandt. Die Equipage, welche den Grafen Herbert erwartete, wurde sofort bestiegen. Die Lust war stark bewegt. Die Februarsonne beleuchtete die Landschaft mit ihrem matten Scheine. Auf der rechten Seite des Weges erhoben sich die Kirchthürme Gothas. Die Stadt schien unter dem Schutze der Hügel, die sie vor dem Nordwind bargen, zu schlafen. Sie schlummerte, als wenn sie sich noch im Mittelalter mit ihren mit Erkeren geschmückten hohen Häusern und den Storchennestern auf den bekannten Rädern befände. Dann erblickte man die Wartburg, auf welcher die heilige Elisabeth so Schweres erdulden

mußte. Die Burg war von einem leichten Nebelschleier bedeckt. Bald war auch dieser Anblick den Augen Herbert's entzogen und sein alter Prachtwagen fuhr durch dicke Wälder dahin. Diese Fahrt dauerte sehr lange. Plötzlich erblickte er, als sie einen nachtschwarzen Lannenwald durchfahren hatte, in der Ferne auf einem Hügel das von bläulichen Nebeln umgebene Schloß Vergenthal. Seine hohen Thürme mit gothischen Spitzfenstern erhoben sich stolz in die nebelige Luft. Die hohen Mauern mit ihrem rüchlichen Schimmer und ihren Schließarten wiesen auf hohes Alter hin und zeigten davon, daß sie schon manchen Sturm abgewiesen hatten. Dieses Schloß erschien thatsächlich als eine Warte feudaler Herrschaft, welche sich in altem Stolz und altem Truze durch all' die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag erhalten hatte. Aus den hohen Schornsteinen wirbelte bläulicher Rauch zum Firmament, ein Beweis, daß die Küche sich rüstete, den Ankömmling würdig zu empfangen.

(Fortsetzung folgt.)

## Dunkle Mächte.

Novelle von D. Coronay.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Mama, die Sonne hat alle Fruchtigkeit wie mit bürstigen Lippen aufgelogen!“ rief Rafaela. „Ich finde es zu eng und zu schwül hier. Könnten wir nicht in die freie, frisch abgeköhlte Luft hinaus und Croquet spielen?“

„Aber selbstverständlich, mein Kind. Geht nur, ich komme nach. — Möchten Sie sich nicht an dem Spiele theilnehmen, lieber Doctor?“

„Ich kam in der Absicht, Sie um eine Unterredung zu bitten, gnädige Frau!“

„Nun dann wollen wir noch etwas zurückschleichen.“ Die Mädchen eilten, von Werner und Degenfeld begleitet, in den Garten, und bald hörte man die jungen, frischen Stimmen und das heitere Gelächter herauf klingen.

Frank fühlte sich wie von Schwindel erfasst. Als habe er feurigen Wein getrunken, so glühte seine Stirn. Nun galt es des Lebens höchstes Glück von dieser Frau mit den freundlichen, milden Lächeln, mit den Augen, guten Augen zu fordern, die ihn so mütterlich herzlich hat, zu sprechen.

Wie die Leidenschaft ihn durchbraute! Welch glänzende, hinreißende Verschamtheit sie ihm ließ! Ganz blaß wurde die alte Dame. Thränen perlen langsam über ihre Wangen und fielen auf die ineinander verschlungenen Hände.

„Mein lieber, lieber Freund,“ erwiderte sie, als er endlich schwieg, „wohl nie war ich so überrascht und bewegt als in dieser Stunde. Daß die Liebe in Ihre Brust eingezogen ist, ahnte ich längst, meinte aber immer, Sie hätten unsere kleine Magda erkor.“

Er schüttelte den Kopf. „Ein seltsamer Irrthum! Fräulein von Bodenstein ist mir werth und theuer. Ich rettete sie von schwerer Krankheit und erfreue mich ihres unbegrenzten Vertrauens. Schon deshalb werde ich ihr immer warmes Interesse bewahren. — Rafaela aber gehört meine ganze Seele, und ich halte es für unmöglich, jemals an der Seite eines anderen Weibes das Glück zu finden. Noch liegt sie mich nicht, daß weiß ich, aber einem so allmächtigen Gefühle, wie ich es ihr darbringe, wehrt auch allmächtige Gewalt inne. Mit ruhelosem Eifer will ich den Gipfel des Ruhmes zu erreichen suchen, um ihr ein schönes, sonniges, beneidenswertes Dasein zu bereiten, jeden Stein will ich ihr aus dem Wege räumen und sie empor heben über das Kleinliche, Ernüchternde, was ihren Sinn verletzen könnte. Der Gedanke: „Alles geschieht für sie!“ wird zum kräftigen Hebel meiner Bestrebungen werden. Geben Sie mir das Recht, um Rafaela zu werden, und es wird — es muß mir, wenn auch erst in ferner Zeit gelingen, ihr leuchtendes, stolzes Herz zu gewinnen.“

„Ganz gewiß würde es so kommen, wäre dieses Herz noch frei,“ erwiderte Frau v. Waldau mit tiefem Bedauern.

„Und das ist nicht eine Gewitterwolke so wurde der Ausbeinaß unheimlich.“

Die alte Dame, sich hinstellte, bemerkte: „Nein —“

„Ich höre gesprochen, Aufrichtigkeit schuld so gern wie Ihnen vertrauen, — aber ich wolle, es wär recht einverstanden.“

„Und dennoch Autorität nicht gelt.“

Es klang so, als Waldau beinahe Frank mochte Erregung zu weit.

„Verzeihen Sie, Glück eines so fähig werden, dem Manne fassen ist, durch einige fahrene Mädchen jetzt eine andere.“

„Sprechen Sie, Defneue!“ scheint man.

„Da gebe ich, man muß inebst Charaktere in Betr.“

„Dingen eine eigentümlich mit ihrem steht und ist in.“

„Zwar hängt sie in würde wohl kaum „nein“ entgegenfegliches Auge überdau unter ihrem Schilmeinem Kinde zum.“

„Sie liebt den vereinsamt und von sie von ihm trennen den Frauen, die in aber dann für im jezt gar keinen Grzu erklären. Mögungerecht.“

„Es ist wohl, auf Weiteres gehen.“

„Allerdings.“

„Dann darf ich, daß sie mir näheren.“

„Frank erhob sein Scheiden wie sein kam ihr vor, stehe plötzlich all.“

„Seit Jahren war zu sagen: „Was Sie der Ansicht, mir zu, aber abra.“

„Ein Gefühl der zu ergreifen und zuenden Lippen z.“

„Nein, nein, Begrabe ich doch sten Wunsch. W.“

„Helmnis betrachte, Ich denke viel zu als daß ich ihn n.“

„Sie kennen denje ersten köstlichen Vildarbietet. Es ist.“

„Er?“ rief stasles Witzesleuch auf. „Gnädige f.“

„Indem Sie z gaben. Die Fam.“

„Rufe.“

„Ich weiß, mo gall für sehr leich.“

leichten Rebe-  
er Anblick den  
alter Pracht-  
n. Diese Fahrt  
er, als sie  
schafften hatte,  
von bläulichen  
Seine hohen  
gehoben sich stolz  
uern mit ihrem  
schafften wiesen  
n, daß sie schon  
Dieses Schloß  
daler Herrschaft,  
n Truhe durch  
utigen Tag er-  
steinen wirbelte  
n Beweis, daß  
ung würdig zu

ung folgt.)

nd.

nd verboten.)  
tigkeit wie mit  
Rafaele. „Ich  
Könnten wir  
luft hinaus und

nd. Geht nur,  
ich nicht an dem

um eine Unter-

zurückbleiben.“  
und Degenfeld  
hörte man die Liebe  
geleitete Gelächter

el ersucht. Als  
so glühte seine  
stilles Glück von  
milden Lächeln,  
bern, die ihn so

braute! Welch  
sie ihm lieb!  
Thänen perlten  
auf die inein-

widerte sie, als  
so überrascht  
Daß die Liebe  
ante ich längst,  
eine kleine Magda

starker Irrthum!  
ich und treuer.  
zeit und erfreue  
Sichon deshalb

resse bewahren.  
Seele, und ich  
der Seite eines  
en. Noch nicht  
m so allmächtigen

wohnt auch all-  
ossem Eifer will  
erreichen suchen,  
andswertiges Dasein

aus dem Wege  
das Kleinliche,  
en Könnte. Der  
wird zum kräftigen

Geben Sie mir  
und es wird  
ferner Zeit ge-  
gewinnen.“

nen, wäre dieses  
Walbau mit tiefem

„Und das ist nicht der Fall?“ rief Frank. Wie eine Gewitterwolke oft jäh den Horizont verdüstert, so wurde der Ausdruck seines Gesichtes finster und beinahe unheimlich.

Die alte Dame, welche mit betrübter Miene vor sich hinblinzelte, bemerkte es nicht.

„Nein —“ sagte sie. „Sie haben offen und ehrlich gesprochen, und ich bin Ihnen ebenfalls vollste Aufrichtigkeit schuldig. Keinem anderen würde ich so gern wie Ihnen die Zukunft meiner Tochter anvertrauen, — aber Rafaele hat bereits gewählt. Ich wollte, es wäre nicht geschehen, denn mich so recht einverstanden zu erklären, bin ich außer Stande.“

„Und dennoch machten Sie Ihre mütterliche Autorität nicht geltend?“

Es klang so scharf und tadelnd, daß Frau von Walbau beinahe erstaunt empor saß.

Frank mochte fühlen, er habe sich von seiner Erregung zu weit fortgerissen lassen.

„Verzeihen Sie meine Heftigkeit — aber das Glück eines so theuren Wesens darf doch nicht gefährdet werden, und wenn Sie kein Vertrauen zu dem Manne fassen können, dem es vielleicht gelungen ist, durch einige glänzende Eigenschaften das unersahrene Mädchen zu blenden, so wäre es besser, noch jetzt eine andere Entscheidung zu treffen. In dem Sprichwort: „Besser kurzer Schmerz, als lange Reue!“ scheint mir tiefe Lebensweisheit zu liegen.“

„Da gebe ich Ihnen ganz recht, lieber Doctor, man muß indeß auch die Verschwiegenheit der Charaktere in Betracht ziehen. Rafaele zeigt in allen Dingen eine Entschlossenheit und Ausdauer, die eigentlich mit ihrem jugendlichen Alter in Widerspruch steht und ist in mancher Hinsicht stärker als ich. Zwar hängt sie mit innigster Zärtlichkeit an mir und würde wohl kaum meinen angstvollen Bitten ein hartes „nein“ entgegensetzen, aber vermag denn ein menschliches Auge überhaupt zu ergünden, was die Zukunft unter ihrem Schleier birgt?“ — „Welch ich, was meinem Kinde zum Heil oder zum Unheil gereicht?“ — Sie liebt den jungen Mann und geht vielleicht vereinsamt und verblüffert durch das Leben, wenn ich sie von ihm trenne. Rafaele gehört, glaube ich, zu den Frauen, die ihr Herz nur einmal verschenken, aber dann für immer. Ueberdies habe ich ja bis jetzt gar keinen Grund, ihre Wahl als eine unwürdige zu erklären. Möglicherweise macht mich ein Vorurtheil ungerecht.“

„Es ist wohl Ihr Wunsch, diese Verlobung bis auf Weiteres geheim zu halten?“

„Ueberdies. Ich möchte Zeit gewinnen, zu prüfen — zu beobachten.“

„Dann darf ich natürlich weder hoffen noch bitten, daß Sie mir nähere Mittheilungen machen?“ Frank erhob sich, aber die alte Dame empfand sein Schreien wie einen Schmerz — ja, mehr noch, es kam ihr vor, als verliere sie eine Stütze und stehe plötzlich allein auf sturmumbrauter Haide. Seit Jahren war sie gewöhnt, bei jeden Gelegentlich zu sagen: „Was meinen Sie, lieber Doctor? Sind Sie der Ansicht, daß ich recht thue? Würden Sie mir zu oder abrathen?“

Ein Gefühl der Hilflosigkeit zwang sie, seine Hand zu ergreifen und mit von verhaltenem Weinen zuenden Lippen zu flammeln:

„Nein, nein, so gehen wir nicht auseinander. Begrabe ich doch auch in dieser Stunde meinen liebsten Wunsch. Was ich andern gegenüber als Geheimniß betrachte, braucht Ihnen keines zu bleiben. Ich denke viel zu hoch von meinem werthen Freund, als daß ich ihn nicht gern in alles einweihen sollte. Sie kennen denjenigen, welchem meine Tochter die ersten köstlichen Blüthen eines unentweiheten Empfindens darbietet. Es ist Erich von Degenfeld.“

„Er?“ rief Georg, und wieder flammte es wie faßliches Blitzen in seinen staubgrauen Augen auf. „Enädige Frau — ich fürchte, Sie überreizen sich, indem Sie zu diesem Bunde Ihre Zustimmung geben. Die Familie Degenfeld steht nicht im besten Ruf.“

„Ich weiß, worauf Sie anspielen. Erichs Bruder galt für sehr leichtsinnig.“

„Er mußte sogar die militärische Laufbahn aufgeben und sich im Auslande einen neuen Erwerbszweig suchen. Bisher wurde uns jedoch noch nicht verkündet, daß er über dem Ocean brüben ein anderer geworden sei.“

„Leider nein — doch kann Erich trotzdem nicht ein höchst achtungswerther Charakter sein!“

„Ich bestreite diese Möglichkeit nicht, meine aber, Sie hätten sich davon überzeugen müssen, ehe Sie ihm gestatteten, um Rafaele zu werben.“

„Die Weiden lernten sich auf dem benachbarten Gut Alldorf kennen, wo der jüngere Degenfeld Verwalter ist. Lange, lange sträubte ich mich, nachzugeben. Der junge Mann hat ja eigentlich gar keine Ausflüchte, indeß wurde er mir als ein sehr tüchtiger, fleißiger und solider Mensch geschilbert. Seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Oekonomie verbürgen wenigstens, daß er Clauswitz bereinst vorzüglich bewirtschaften wird; und so ließ ich mir denn meine Einwilligung abschmeicheln unter der Bedingung, daß die Verlobung erst in einem Jahre veröffentlicht wird, wenn ich mir ein sicheres Urtheil über den künftigen Schwiegersohn gebildet habe.“

Während Frau von Walbau sprach, vermochte sie den Blick nicht von den grauen, unschönen und doch so fesselnden Augen abzuwenden. Es war, als sauge sie Ruch aus ihnen.

„Sie dürfen nicht im Borne von mir scheiden, lieber Frank, Sie dürfen mich nicht verlassen in dieser schweren Zeit,“ seufzte sie, sich zurücklehnen.

„Zu zürnen habe ich keinen Grund, denn mir wurde kein Versprechen gebrochen,“ erwiderte er, „aber ob ich jemals wieder komme — das ist eine andere Sache. Der Selbsthaltungstrieb wird mich wohl zwingen, Clauswitz künftig zu meiden.“

„O nein, aus diesen Worten weht mir etwas Fremdes, Unverständliches entgegen. Es liegt zu viel Kraft und Energie in Ihnen, als daß Sie scheuen sollten, den Kampf mit sich selbst aufzunehmen. Ich bin eine alleinstehende Frau und wenn ich Sie bitte, sich meiner anzunehmen, mir zu helfen, wo ich zweifelnd nicht den rechten Weg zu finden weiß — werden Sie es mir dann verweigern?“

„Enädige Frau — Ihnen und Rafaele vermag ich jedes Opfer zu bringen,“ erwiderte Frank, mit nervöser Hast über seine feuchte Stirne wischend — aber ich bin auch nur ein Irthümer unterwerfener Mensch — vielleicht ist die Meinung, welche Sie von mir hegen, zu hoch, vielleicht verdiene ich Ihr unbegrenztes Vertrauen nicht. Meine Ehrlichkeit zwingt mich, Sie zu warnen. Sagen wir uns heute lieber auf immer Lebewohl!“

„Nein Georg! Gestatten Sie mir, Sie bei Ihrem Vornamen zu nennen. Es mag süß sein, wenn eine Mutter sich, um Rath und Hilfe flehend, an ihren Sohn wenden darf. — Mir wurde dieses Glück nicht zu Theil — mein kleiner Walter schläft längst unter dem Hägel, den ich Jahr für Jahr mit frischen Blumen schmücke — allein bin ich — allein mit meinem oft so furchtbar belasteten Herzen und keinen weiß ich, der mir sagen kann und will: „So mußt Du handeln — jenen Weg mußt Du gehen!“ — Wollen denn auch Sie mit kaltem Egoismus von mir scheiden, weil ich möglicherweise voreilich handelte? Mein Gott, ein Mann ist doch stärker als ein armes, hilfloses Weib, das immer nur der augenblicklichen Eingebung folgt, weil es von dem Herzen und nicht von dem Verstande beherrscht wird. — Geben Sie mir Ihr Wort, daß an unsern Beziehungen nichts geändert wird.“

„Soll ich das, so muß ich erst ein heiliges Versprechen von Ihnen fordern.“

„Was verlangen Sie?“

„Tiefstes Schweigen über unsere Unterredung. Was ich Ihnen vertraute, muß wie in Grabesnacht geborgen bleiben.“

„Es war nichts, dessen Sie sich zu schämen brauchen.“

„Nein, aber eine schmerzende Wunde verträgt keine Berührung. Soll ich ferner Clauswitz besuchen, so darf Rafaele keine Ahnung von meinem Gesandnis haben. Ich will nicht, daß sie ihre Unbelegenheit mir gegenüber verliert. Den Schmerz der ge-

täuschten Hoffnung zu überwinden, wird mir ja wohl — wenn auch nicht leicht — gelingen, denn ich verfolge höhere Ziele, bei denen das „Ich“ in den Hintergrund tritt — aber wünschen Sie, daß die mir theuer gewordene Gewohnheit, als Arzt und Freund in diesem Hause zu verkehren, auch ferner fortbesteht, so muß ich auch Ihr unbedingtes Schweigen rechnen dürfen.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß keine Silbe von dem, was ich hörte, je den Weg über meine Lippen findet.“

„Und ich baue auf dieses Versprechen! Die Freundschaft und Achtung, welche ich stets für Sie empfand, ist nur noch inniger geworden.“

Diese Versicherung macht mich stolz und gewährt mir süßen Trost.“ (Fortsetzung folgt.)

### Der kritische Tag.

Eine Examensgeschichte von Edgar Reinhold.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der schwache Hoffnungsschimmer, der in Anton Kellers sich vorhin gelegentlich des glückverheißenden Silberfundes erregt hatte, schwand dahin.

„Donner und Doria,“ murmelte der unglückliche junge Mann bestürzt, „wird der heute in einer Laune sein! Konnten diese vermaledeiten Diebe nicht bis heute Abend warten?“

Blüthig durchsuchte ihn der Gedanke: Welch Paragraphen kommen bei überführten Einbrechern in Anwendung? Ihr Götter! Gestern hatte er es noch gewußt, heute — wie weggeblasen! Gänzlich geknickt und nicht achtend, was hinter ihm vorging, trat er einen Schritt zurück und dabei einem vorbeiwandenden Schnapsproleten auf die Hüftneraugen, der, durch eine vorausgegangene polizeiliche Verwarnung ohnehin in eine gelinde Dynamitstimmung versetzt, dem unheimlichen Altsenator einen Rippenstoß verabfolgte, daß der Ahnungslose über den ganzen Bürgersteig bis an die Wand taumelte und dabei mit dem Ellenbogen eine Fensterseibe einstieß. Sofort war der allerhöchste Straßenandal in Scene gesetzt. Der „gemischthandelte“ Vertreter der alleruntersten Beichtausend erging sich unter dem Beifallsgeheule der schnell sich ansammelnden Menge in unsäglichem Schimpfreden, und der schnell herausgeeilte Besitzer der Fensterseibe, ein Schneiderlein von kleinsten Dimensionen, erhob mit krähenber Stimme ein Zetergeschrei nach Schabenerlass. Um sich in dieser unangenehmen Lage wenigstens einen vom Halse zu schaffen, warf Anton dem quälenden Meister von der Eile schnell einen Thaler hin und spähte nach einem Durchgang. Da nahlte ein Schuhmann. Auf den bewauchten Schnapsbruder hatte die Uniform ungefähr dieselbe Wirkung wie auf einen Puter ein rothes Tuch. Die natürliche Folge war, daß die Verhaftung erfolgte.

„Ja, ich kann Ihnen nicht helfen,“ wandte sich der Wächter des Gefeges an Anton, „wegen des Protocolls müssen Sie auch aufs Bureau kommen.“

„Aber, lieber Herr, ich sagte Ihnen doch —“

„Gewiß, gewiß, aber ich kann nichts thun. Der Herr Wachtmeister wird Sie übrigens gleich abfertigen, Sie kommen bis zehn Uhr noch dreimal bis zum Oberlandesgericht. Bitte gehen Sie nur einige Schritte voraus, denn mir und dem „Herrn“ hier werden Sie schwerlich Gesellschaft leisten wollen.“

In der Polizeiwachstube ging die Abfertigung doch nicht so rasch von statten. Dem Herrn Polizeiwachmeister, der gerade mit dem Verzehren seines Frühstückes beschäftigt war, kam die Störung ziemlich unangenehm, und wenn er sich der Sache auch gleich annahm, so fand Anton Keller, der wie auf Kohlen stand, doch, daß er viel zu unschändlich war. Dazu kam, daß der Schnapsbruder beständig dazwischenquatschte, so daß die Feststellung des Thatsachens erst vollzogen war, als der Zeiger auf zehn Minuten vor zehn stand. In verzweifelter Angst beschwor der gemariete Examenskandidat den Beamten ihn gehen zu lassen.

„Ja,“ sagte dieser gemächlich, „aber Sie müssen mir erst irgend eine Legitimation zeigen, der Herr Lieutenant könnte darnach fragen.“

Josef  
in Aug.

ng

Zimmer  
e auf so  
ethen.  
36.

gültigen  
„Daß er  
Ihre Fragen, in  
Doctor.“  
Armer, alter  
„Ich sah Mutter

Eine Legitimation! Auch das noch! Doch halt! Anton hatte ja in seiner Brieftasche noch die glücklich wiedergefundene alte Studentenkarte; war sie auch ungültig, so stellte sie doch zweifellos seine Identität fest. Eiligst griff er in die Brusttasche seines Fracks und merkte in der Erregung nicht, daß das in Papier gewickelte Armband dabei herausfiel und einem Schutzmann — der Schnapsbruder war inzwischen in die Arrestzelle gebracht worden — vor die Füße kollerte, der es in einer Arvandlung von Höflichkeit oder Neugier aufhob, sorgfältig betrachtete, dann sagte, einen scharf prüfenden Blick auf den Verlierer warf und dann verstoßen einen Wink dem Wachmeister gab, der eiligst zu seinem Untergebenen trat und mit diesem, unbekümmert um den Protest des unglückseligen Kandidaten, ein heimliches Zwiegespräch begann.

In diesen Augenblick schlug es zehn Uhr, und der Lieutenant des Reviers betrat die Stube. In seiner Angst wollte Anton auf ihn losstürzen, aber der Wachmeister kam ihm zuvor:

„Ich melde gehoramt, Herr Lieutenant, daß ich eine Meldung von Wichtigkeit zu machen habe.“

Und als Anton dennoch zu sprechen versuchte, wies ihn ein, wenn auch nicht unhöfliches, so doch nachdrückliches: „Warten Sie, bis nachher“, zur Ruhe. Er wartete also. Es kam ja nun auch auf einige Minuten mehr oder weniger nicht an, er kam doch zu spät zur Prüfung. Indessen hingehen wollte er auf jeden Fall, sagte er sich mit verbissenem Ingrimm; hatte er heute so viel Pech gehabt, wollte er auch den Rest bis auf die Reize leeren und seinen Durchfall mit allen Chikanen haben.

Die Konferenz zwischen dem Lieutenant und seinem Wachmeister währte eine ganze Weile, ohne daß Anton Heller sich erklären konnte, worüber eigentlich verhandelt wurde. Schließlich setzte der Lieutenant sich an den Tisch, studierte aufmerksam das vorhin angefertigte Protokoll und winkte dann dem Delinquenten — denn als solchen begann Anton bereits sich zu betrachten, ohne daß es ihm jedoch klar war, was er verbrochen — heranzutreten. Das Verhör begann:

„Sie haben angegeben, der Rechtskandidat Anton Heller und auf dem Wege zur Referendariatsprüfung zu sein?“

„Ja.“

„Können Sie sich über Ihre Person ausweisen?“

Anton überreichte seine Erkennungskarte, die vorhin der Wachmeister zu beaugenscheinigen nicht mehr Zeit gehabt hatte. Der Lieutenant betrachtete das Document, dann den Inhaber desselben und sagte kopfschüttelnd:

„Wenn Sie wirklich Rechtskandidat sind, dann mußten Sie doch bei der Examensmatrikulation die Karte abgegeben haben. Ueberdies ist mir erinnerlich, daß eine Anzahl studentischer Erkennungskarten als verloren angemeldet wurde. Sehen Sie doch einmal nach, Wachmeister, ob die des stud. jur. Anton Heller darunter ist.“

Der Wachmeister schlug nach und berichtete schmunzelnd:

„Nawohl, Herr Lieutenant, als verloren angemeldet und von der Universität für ungültig erklärt am 27. Februar.“

„Also ist das jedenfalls keine Legitimation,“ bemerkte der Lieutenant ernst, „das hätten Sie wissen müssen. Wie kann ich nun glauben, daß Sie der rechtmäßige Inhaber der Karte sind!“

Anton berichtete wahrheitsgetreu die Geschichte von der verloren gegangenen und wiedergefundenen Studentenkarte. Der Polizeioffizier sagte:

„Das mag ja so gewesen sein —“

„Es mag nicht nur so gewesen sein, sondern es ist so gewesen,“ brach hier der durch die vermeintlichen Weitläufigkeiten gereizte Kandidat los, „und ich darf nun wohl bitten, mich hier nicht länger zurückzuhalten.“

„Halten Sie sich, wenn ich bitten darf, in den einer königlichen Behörde gegenüber zu beobachtenden Grenzen,“ entgegnete der Offizier scharf, „fügte dann aber gleich freundlicher hinzu:

„Ich begreife das Unangenehme Ihrer Lage voll-

kommen, denn als Mensch schenke ich Ihren Worten vollen Glauben, als Polizeibeamter darf ich es vorläufig unter keinen Umständen thun, bis Ihre Angaben ausreichende Bestätigung gefunden haben.“

„Aber ich selbst habe mir doch gar keine Ausschweifung zu Schulden kommen lassen.“

„Es handelt sich gar nicht um Ihr Rencontre mit dem Proleten, deswegen hätten Sie längst hier fortgehen können. Aber Sie werden gleich selbst sehen, daß ich gar nicht einmal die Befugnis habe, Sie sofort zu entlassen. — Geben Sie einmal das Ding her,“ wandte sich der Lieutenant an den hinter Anton in dienstlicher Stellung stehenden Schutzmann, welcher nun dem Offizier einen in Papier gewickelten Gegenstand überreichte, das gefundene Armband, den glückverheißenden Talisman, wie Anton sofort erkannte. Das inquisitorische Frage- und Antwortspiel begann sofort wieder:

„Gehört dieses Armband Ihnen?“

„Es muß mir vorhin aus der Tasche gefallen sein, ohne daß ich es gewahrt wurde.“

„Ganz recht. Wollen Sie mir, bitte, erklären, wie Sie in den Besitz dieses Armbands gekommen sind?“

„Ich habe es gefunden.“

„Wann und wo?“

„Heute Morgen in einer Conditorei, in welcher ich eine Tasse Bouillon zu mir nahm.“

„In welcher Conditorei?“

Anton wußte den Namen nicht, doch vermochte er die Straße anzugeben.

„Also jedenfalls die Conditorei von Otto Klein,“ sagte der Lieutenant; „war jemand zugegen, als Sie den Fund aufhoben?“

„Die Conditormadame. Sie sagte, eine junge Dame, die Tags zuvor dagewesen wäre, hätte es jedenfalls verloren. Die Madame selbst wollte den Fund nicht ausbuhlen, sie behauptete, und wie ich jetzt sehe, nicht mit Unrecht, man habe mit solchen Dingen nur unnötige Scherereien. So nahm ich das Kleinod an mich, um es dann später auf der Polizei abzuliefern.“

Der Lieutenant ignorierte die Bemerkung über die unnötigen Scherereien und schweig eine Weile nachdenklich, dann sagte er:

„Ich zweifle nicht, daß die Recherchen die volle Wahrheit Ihrer Angaben bestätigen werden. Sie sind jedenfalls das Opfer eines unglücklichen Zufalls. Sie sagen, das Armband soll gestern bereits verloren worden sein?“

„So sagte die Frau.“

„Das Armband ist aber mitaufgeführt unter den heute Nacht bei Herrn Geheimrath Lange gestohlenen Gegenständen. Die Sache ist also einigermaßen räthselhaft, und Sie werden selbst einsehen, daß ich Sie nicht entlassen kann, bis Sie von dem mit den Nachforschungen über diesen Einbruch betrauten Criminalcommissar, dem ich sogleich Mittheilung zukommen lassen werde, vernommen sind.“

(Fortsetzung folgt.)

#### Miscellen.

\*(Kopfarbeit.) „Sie werden sich einige Zeit aller Kopfarbeit enthalten müssen.“ „Das wird schwer sein. Ich bin ja Feigwar meines Zeichens.“

\*(Im Physikunterricht.) Lehrer: „Kannst Du mir eine Zusammenfassung mit Nadel nennen?“ Schüler: „Karnickel!“

\*(Stilblüthe.) „Bei der am Montag vorgenommenen Butterrevision wurden wiederum drei Frauen erwischt, welche nicht das richtige Gewicht hatten.“

\*(Pech.) Ein junger Dichter läßt sein neuestes Trauerspiel auf einer kleinen Vorstadtbühne zur Auf-führung bringen. In der Hauptrolle, auf welche der Dichter seine höchste Erwartung gesetzt, verpflichtet sich die erste Liebhaberin und ruft mit martertschütterndem Pathos — anstatt: „O, Du Grausamer!“ — „O, Du Sauframer!“

\*(Boshaft.) Herr: „Ich habe geschiedene Frauen sehr gern, aber ich will keine heirathen, die klüger ist, als ich.“ Dame: „Darum sind Sie wohl ledig geblieben?“

\*(Der Liebe Ende.) Sie: „Aber Karl, wenn Du es ernst meinst, weshalb sprichst Du nicht mit Mama?“ Er: „Wir lieben uns so sehr; weshalb sollen wir unsere Glückseligkeit muthwillig zer-stören?“

\*(Berufsmäßig.) Muster (dessen Frau ihm Zwillinge geschenkt hat): „Na, also in Gottes Namen zur Abwechslung einmal etwas Vierhändiges!“

\*(Trübe Stunden.) Lehrerin: „... Ja, es giebt im Leben auch trübe Stunden; selbst Ihr, liebe Kinder, habt gewiß, ein jedes in seiner Art, solche schon erlebt. — Wer weiß mir ein Beispiel zu geben?“ Marie: „Die Geographiestunden!“

\*(Der Sohn des Kriegers.) Papa Major: „Na, Karlchen, warum siehst Du denn so verworren aus; hast Du in der Schule Strafe bekommen?“ — Karlchen: „Ja, Papachen, tüchtig! Seitdem unser Lehrer von der Reserveübung zurück ist, hat er eine Durchschlagstrafe, wie ein Kleinkalibres Gewehr.“

\*(Das schlechte Mittel.) Nichts muß sind die Stadtleute und alle ihre Sachen schwindel! Jetzt hab' i' schon zwei Flaschen Insectenpulver g'sessen — und immer noch beiß's mich!“

\*(Die Hauptsache.) (In einer Conditorei.) Theres: „Es war für Dich wohl ein großer Schreck, als Du den Tod Deiner Tante erfuhrst, nicht?“ — Helene: „D nein, ich hatte ja doch noch mein neues schwarzgebeutes.“

\*(Unter Schriftstellern.) A.: „Der W. ist ein sehr anständiger Mensch — er sagt nie von einem anderen etwas Böses.“ B.: „Ganz recht — er spricht aber immer nur von sich selbst.“

\*(Sachverständiges Urtheil.) Sir Daniel Macnee, Vorsitzender der schottischen Akademie, war ein sehr großer und stattgebauer Herr. Eines Tages wurde er auf einer kleinen Station von einem Farmer angerebet: „Wahrhaftig, Ihr seid ein prächtiger Kerl. Ich weite, ihr wiegt mindestens vierzehn Stein.“ „Geroffen!“ antwortete Macnee lachend, worauf der Farmer selbstgefällig bemerkte: „Ja, ich kenne mich aus! Es ist weit und breit Niemand, der Schweine so richtig tagirt, wie ich.“

\*(Gipfel des Ehrgefühls.) Baron: „Denke Dir, Freundchen, ich lasse mich durch diesen alten Truc Olgas verblüffen und zahle. Ich bin doch ein rechter Schafstopp.“ Graf: „Ich muß Dich dringend bitten, solche Ausdrücke zu vermeiden. Ein Mensch, der die Ehre hat, mein Freund zu sein, darf nicht laut als Schafstopp bezeichnet werden, sonst schide ich dem, der es thut, meine Zeugen.“

\*(Bärtliche Verwandte.) Der auf dem Lande lebende Herr Meyer erhält den Besuch zweier Vetter, die sich wochenlang an seinem Tische gütlich thun, obgleich sie sehen, daß dem gutmüthigen Hausherrn die Verpflegung zur Last wird. Als endlich der eine der Gäste merkt, daß alle Vorräthe aufgebraucht sind, verabschiedet er mit seinem Genossen, am nächsten Morgen in aller Frühe das gastliche Haus heimlich zu verlassen. Am nächsten Morgen weckt er den Bruder mit den Worten: „Sieh' auf, Siegmund, wir müssen fort, denn der Hahn hat schon eben gekräht.“ Siegmund: „Was, einen Hahn hat der Vetter noch? dann war's ja ein Unfann, jetzt schon abzureisen.“